

das goethe



Ausgabe 1/2021



GENERATIONEN

Geschichten über Veränderungen

Mobilität

Das neue Verhältnis der
Generation Z zum Auto

LGBTQI+

Besuch bei queeren
Familien in Afrika

Antisemitismus

Über das Erbe der Nazis
in der deutschen Sprache

**GOETHE
INSTITUT**

Sprache. Kultur. Deutschland.

Chris de Bode: Dream



Samuel, 14 Jahre, Liberia

„Ich träume davon, Profifußballer beim FC Barcelona zu werden. Mein großes Vorbild ist Andrés Iniesta.“

Auf dem Titel: **Batool, 14 Jahre, Jordanien**

„Ich schaue jede Woche eine Serie über eine Herzchirurgin. Sie heilt alle ihre Patienten. So wäre ich auch gern.“

LIEBE LESERINNEN UND LESER!

Generationen“, das ist ein schwer definierbarer Begriff. Er betrifft das Private im familiären Leben, steht aber auch für die gesellschaftlichen Rollen von Jung und Alt – etwa wenn wir an den Klimawandel denken und den Erhalt einer lebenswerten Welt für die nächste Generation. In einer Zeit immer schneller Veränderungen – im Englischen gibt es dafür den trefflichen Begriff des „Exponential Age“ – ist das Verhältnis der Generationen zueinander wichtiger denn je. Nicht zuletzt die Corona-Pandemie hat uns das vor Augen geführt.

„Generationen“, so haben wir auch dieses Heft überschrieben, doch ohne den Anspruch, die vielfältigen Bedeutungen dieses Begriffes auszuloten. Stattdessen baten wir eine Reihe von Autor*innen um Beispiele, in denen es um Generationenfragen und damit einhergehende Veränderungen geht.

In ihrem Essay „Ferngespräche“ etwa schreibt Elisabeth Wellershaus über die wöchentlichen Telefongespräche mit ihrem aus Äquatorialguinea stammenden Vater. Sie soll seine Biografie aufschreiben und erfährt auf diese Weise viel über ihn, seine Herkunft und damit auch über sich selbst. In Lendl Izaaks Beitrag geht es um Menschen von LGBTQI+-Communitys in Afrika, die gemieden, ignoriert und bedroht werden. Sein Beitrag zeigt, dass sich die tief verwurzelten Einstellungen unter den jungen Leuten langsam ändern. Michael Blume nimmt uns schließlich mit auf eine Reise von den Ursprüngen des Alphabets bis hin zu den Spuren, die die Nationalsozialisten in der deutschen Sprache hinterließen.

Chris de Bode: Dream

„Was ist dein Traum?“ – Diese Frage stellte der niederländische Fotograf Chris de Bode Kindern in 13 Ländern. In dieser Ausgabe zeigen wir eine Auswahl seiner Porträts.



Johannes Ebert und Carola Lentz

Hier wird die manchmal unbewusste generationenübergreifende Tradierung von bestimmten Wörtern und mit ihnen auch Einstellungen sichtbar.

„Generationen“, das ist auch das Motto des diesjährigen Kultursymposiums Weimar, das vom Goethe-Institut veranstaltet wird – in diesem Jahr weitgehend digital. Das diskursive Festival dreht sich um drei zentrale Fragen: Wie gestalten Jung und Alt heute rund um den Globus ihr Miteinander? Wie soll die Welt von morgen aussehen – und wer bestimmt die Regeln? Was prägt uns – und welche Geschichten wollen wir kommenden Generationen erzählen? Wir laden Sie dazu am 16. und 17. Juni 2021 herzlich ein:

www.goethe.de/kultursymposium

Wir wünschen Ihnen eine interessante Lektüre und bedanken uns an dieser Stelle bei den Mitgliedern des Wirtschaftsbeirates des Goethe-Instituts für die Unterstützung bei der Realisierung dieser Ausgabe.

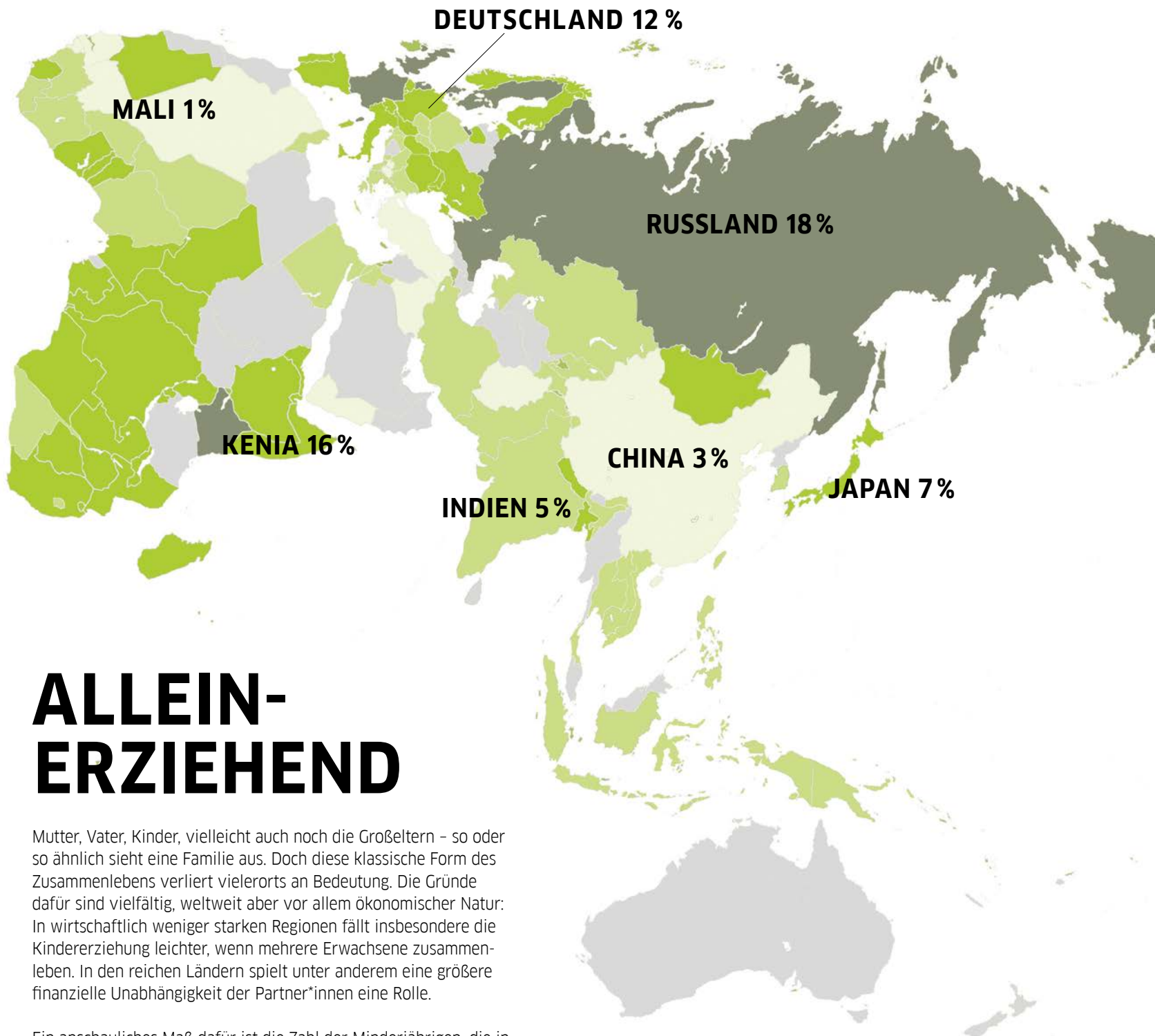
Carola Lentz
Präsidentin

Johannes Ebert
Generalsekretär

HINWEIS FÜR BLINDE UND SEH-BEHINDERTE MENSCHEN

Dieses Magazin gibt es auch als barrierefreies PDF-Dokument:
www.goethe.de/dasgoethe





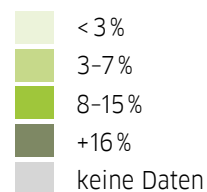
ALLEIN-ERZIEHEND

Mutter, Vater, Kinder, vielleicht auch noch die Großeltern – so oder so ähnlich sieht eine Familie aus. Doch diese klassische Form des Zusammenlebens verliert vielerorts an Bedeutung. Die Gründe dafür sind vielfältig, weltweit aber vor allem ökonomischer Natur: In wirtschaftlich weniger starken Regionen fällt insbesondere die Kindererziehung leichter, wenn mehrere Erwachsene zusammenleben. In den reichen Ländern spielt unter anderem eine größere finanzielle Unabhängigkeit der Partner*innen eine Rolle.

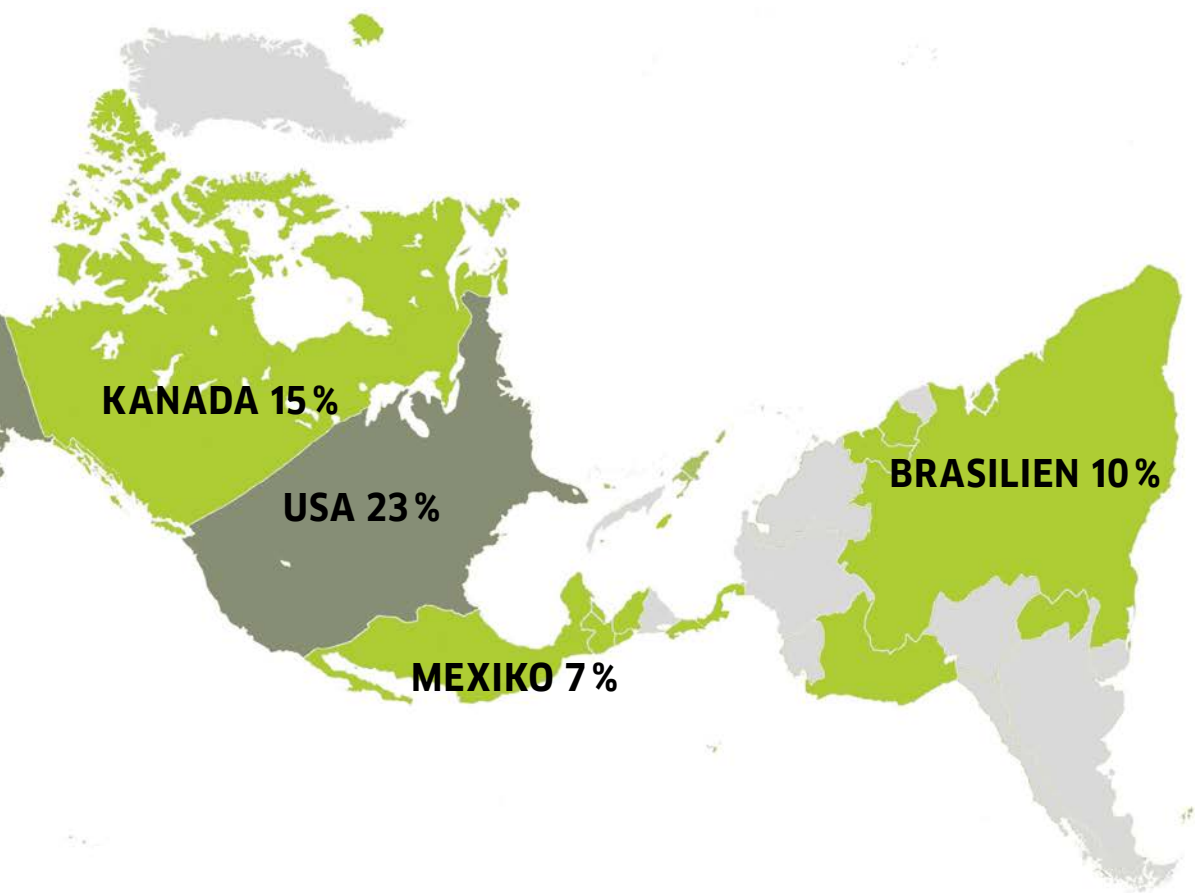
Ein anschauliches Maß dafür ist die Zahl der Minderjährigen, die in einem Haushalt mit nur einem Elternteil leben (siehe Karte). In den USA liegt dieser Anteil bei knapp einem Viertel aller Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren. Nirgendwo sonst auf der Welt ist er so hoch. Im benachbarten Kanada etwa liegt er deutlich darunter, bei nur etwa 15 Prozent, in China, Nigeria oder Indien gar bei unter 5 Prozent. In Deutschland leben übrigens rund 12 Prozent der unter 18-Jährigen mit nur einem Elternteil.

Meist ist dies die Mutter. In Deutschland gab es laut dem Statistischen Bundesamt im Jahr 2019 rund 2,2 Millionen alleinerziehende Mütter und etwa 407.000 Väter. Interessant: Dieses ungleiche Verhältnis ist weltweit ungefähr gleich groß.

Anteil der Haushalte mit nur einem Elternteil



QUELLE: Pew Research Center (2019): „Religion and Living Arrangements Around the World“, Washington.



Die meisten Weltkarten zeigen die Kugeloberfläche der Erde so, dass Nordamerika, Europa und Russland unverhältnismäßig groß und die Regionen südlich davon entsprechend klein erscheinen. Auf diesem Entwurf des japanischen Architekten Hajime Narukawa entsprechen die Größen und Entfernungen hingegen fast vollkommen der Realität.

INHALT

6

KOMMUNIKATION Ferngespräch

Elisabeth Wellershaus

Gedanken einer Tochter über die wöchentlichen Telefonate mit ihrem Vater – quer durch Europa

10

MOBILITÄT Wer will denn noch ein Auto?

Aya Jaff

Generation Z: Die Liebe zum „liebsten Kind der Deutschen“ schwindet

12

SPRACHE Opa, was haben denn diese Semiten getan?

Michael Blume

In der deutschen Sprache findet sich noch immer das Gift der Nationalsozialisten

16

AFRIKA Eine queere Familie

Lendl Izaaks

Geschichten aus LGBTQI+-Communitys zeugen von einem langsamen Sinneswandel

20

COMIC Superheldin mit „Migrationshintergrund“

Maryanne Rhett

Eine amerikanische Muslima und ihre Familiengeschichte

22

FÜNF SÄTZE KUNST The Egg.

Der amerikanische Autor T.C. Boyle fotografiert jeden Tag ein Ei und postet es bei Twitter. Warum?

FERNGESPRÄCH

Seit die Corona-Pandemie die Entwicklung digitaler Austauschformate beschleunigte, telefoniert unsere Autorin jeden Sonntag mit ihrem Vater. In Zeiten, in denen die alte Normalität aus den Angeln gehoben wurde, ist plötzlich Raum für dichte Erinnerungen.

ELISABETH WELLERSHAUS

Sommerferien in
Andalusien: die Autorin
und ihr Vater Anfang der
1980er-Jahre



Mein Vater und ich brüllen noch immer in den Lautsprecher – wie bei den wenigen Telefonaten, die wir früher geführt haben, als wir noch in übergroße Hörmuscheln krächten und unsere Stimmen aus der anderen Seite des Telefonknochens heraushallten. Heute sitzt mein Vater meistens auf der Terrasse oder steht auf der Straße in seinem kleinen andalusischen Wohnort, je nachdem, wo die Verbindung besser ist. Ich sitze an meinem Berliner Schreibtisch oder stehe auf dem vollgestellten Balkon, je nachdem. In einer Welt, in der Familien wie unsere über die Kontinente verteilt leben, ist der Austausch mit nahestehenden Menschen im Anderswo längst Normalität geworden. Mit Mobilfunk und Videochats sind wir Tag und Nacht erreichbar. Und doch steckt im Gespräch mit der Ferne noch immer nicht zwangsläufig mehr Nähe. Deshalb brüllen mein Vater und ich weiter ins Handymikrofon. Weil zwischen Deutschland, Spanien und unseren Herkunftsgeschichten viel Raum für Missverständnisse liegt.

Als Alexander Graham Bell 1892 die erste Fernsprechverbindung von New York nach Chicago freischaltete, lagen FaceTime, WhatsApp und Webcam gedankliche Lichtjahre entfernt. Dafür hatte die westliche Welt acht Jahre nach der Berliner Konferenz bereits eine Ahnung davon, wie hartnäckig sich manche politische Verbindung zwischen den Kontinenten halten würde. Aus sämtlichen afrikanischen Kolonien wurden Jahrzehnte später unabhängige Staaten. Doch der Raubbau an den Bodenschätzen „der Anderen“ setzt sich bis ins 21. Jahrhundert fort. Bis heute prügelt die Welt sich um Rohstoffe wie Coltan – unter anderem, um den weltweiten Mobilfunk in Gang zu halten.

Bell schaltete die Verbindung zwischen zwei relativ nahe gelegenen amerikanischen Städten zu einer Zeit frei, als die Verstrickungen zwischen globalem Norden und Süden noch überschaubar wirkten. Das Verhältnis zwischen ehemals kolonisierten Ländern und dem paternalistischen Europa etwa war von einseitiger Raffgier und unverhältnismäßigen Machtdynamiken geprägt. Vorherrschend war eine Weltsicht, in der die einen die anderen aus Überzeugung an die gottgegebene – und rassistisch argumentierte – Vormachtstellung dominierten. Es waren Überzeugungen, die ein Familiengeflecht wie das meine noch viele Jahre später „ungewöhnlich“ erscheinen ließen: eine Hamburger Kapitänstochter, die sich Anfang der 1970er-Jahre im franquistischen Spanien in einen Hotelfachschüler aus Äquatorialguinea verliebte. Zufällig hatten meine Mutter und mein Vater Zeit am selben Ort verbracht – sie im Urlaub, er im Exil. Die partielle Sprachlosigkeit über die Schieflage ihrer Erfahrungen bestimmt bis heute unser Familienleben.

Von Oktober bis August lebten meine Mutter und ich in Deutschland, mein Vater in Spanien, im Sommer kamen wir als Familie in Andalusien zusammen. Und irgendwann verlernte ich Spanisch, jene Sprache, die mir als kleines Kind relativ leicht über die Lippen gekommen war. Mein Schulenglisch reichte damals bestenfalls für eine Bestellung im Eisladen. Und so standen mein Vater und ich uns einige Sommerferien lang stumm gegenüber.

DRÖHNENDE STILLE

„Wann ist uns die Sprache abhandengekommen?“, fragt die Schriftstellerin Dilek Güngör in einem Text auf ZEIT ONLINE¹. Sie beschreibt darin das Schweigen, das zwischen ihr und ihrem Vater herrscht. Die dröhnende Stille, die irgendwann in ihrer Teenagerzeit einsetzte, die bis heute andauert und die sie mittlerweile auch verbindet.

Und so standen mein Vater und ich uns einige Sommerferien lang stumm gegenüber.

Vor Jahren hat mein Vater mich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, seine Geschichte aufzuschreiben. Es war ein entschlossener Versuch, die latente Stille zu durchdringen, die sich auch über unser Verhältnis gelegt hatte. Ihm schwebte eine Auseinandersetzung der unverfänglicheren Art vor: eine Erinnerungscollage und Geschichte im Heldenformat, in der er vom alten Torremolinos erzählen wollte. Von der Zeit, in der er meine Mutter kennengelernt hatte, in der er sich zwischen Filmstars und Hippies bewegte und in der sein Restaurant von entfernten Verwandten des britischen Königshauses frequentiert wurde.

Natürlich wollte die Journalistin in mir – wie die Tochter – mehr von ihm. Mich interessierten die Ecken, Kanten und Brüche in seiner Geschichte. Doch verhalten ließ ich mich auf schillernde Erinnerungen an die 1960er- und -70er-Jahre ein. Es stellte sich heraus, dass mein Vater nicht lange brauchte, um über die Partygeschichten von

¹ www.zeit.de/kultur/2020-11/entfremdung-familie-vater-tochter-sprache-tuerkei-schweigen-dilek-guengoer

einst auch auf die komplizierteren Erlebnisse im Exil zu kommen. Auf sein fragiles Verhältnis zu Europa, die Familie, die er in Jugendjahren zurückgelassen hatte, auf ein Lebensgefühl im Dazwischen. Bis heute sind wir dabei, Material zu sammeln, wenn wir uns sehen. Manches gibt er unumwunden preis, anderes muss ich aus ihm herauskitzeln. Aufnahmegerät und Notizbuch fungieren dabei wie Zaubermittel: Sobald der Rahmen offizieller wird, lösen sich Worte und Erinnerungen. Die Schriftstellerin Daniela Dröscher hat sie in einem Essay sehr schön beschrieben: die Selbstermächtigung, die im Erzählen der eigenen Biografie liegt. Sie berichtet von der Wandlung ihrer Mutter, die sich im Gespräch über die Vergangenheit öffnete, sobald der neugierige Blick der Tochter mit dem der Journalistin und Schriftstellerin verschmolz – von der Basis, auf der Gespräche jenseits des Fernen entstehen können.

CORONA HAT MANCHE BEZIEHUNG INTENSIVIERT

Nach einem Jahr mit dem Coronavirus hat sich das „Ferngespräch-Verhalten“ von uns allen ohnehin verändert. Der digitalen Kommunikation kommt mittlerweile ein Stellenwert zu, der vor allem ökologisch zu begrüßen ist. Es hat sich herausgestellt, dass man nicht für jedes Meeting ins Auto oder Flugzeug steigen muss. Auf so vielen anderen Ebenen haben wir uns dennoch aus den Augen verloren. Aber Distanz und Isolation sind nicht die einzigen Phänomene, die uns aus dem Jahr 2020 in Erinnerung bleiben werden. Manche Beziehung hat sich in der Abschottung auch intensiviert. Nach 45 Jahren des Innig-Sporadischen ruft mein Vater heute mit einer Regelmäßigkeit am Sonntagabend an, die mich noch immer verblüfft. So ist in Zeiten, in denen die alte Normalität aus den Angeln gehoben wurde, eine unerwartet neue entstanden.

Auf einmal gibt es Raum für Gespräche, die zuvor routinemäßig zwischen Herbst und Sommer pausierten. Für dichte Erinnerungen, die mein Vater an das Dorf seiner Kindheit hat. Oder für die verblassten – etwa an eine Muttersprache, an deren Worte er sich nicht erinnern kann. Wenn mein Vater über Afrika spricht, bewegt er sich traumwandlerisch zwischen einer Vergangenheit voller Möglichkeiten und einer Gegenwart voller Gefahren. In welches Land ich auch beruflich reise, Südafrika, Kamerun oder Simbabwe, stets ruft er vorab in den Hörer, dass es dort besonders gefährlich sei. Mich zieht es auf den Kontinent, den er seit Jahrzehnten auf Abstand hält. Mein Verhältnis zu Afrika ist durch dieselbe liebevolle Fernbeziehung geprägt wie das Verhältnis zu meinem Vater. Seines definiert sich durch die unvereinbar scheinende Kindheit und Jugend in Äquatorialguinea, die mit seinem erwachsenen Ich kaum noch in Verbindung steht. So verschwimmen unsere Wahrnehmungen von einem Kontinent, zu dem man uns dort, wo wir heute leben, eine eindeutige Verbindung unterstellt. Doch am Ende ergänzen sich die Ungenauigkeiten unserer Perspektiven. Unser Verhältnis zum Thema Herkunft bleibt diffus, und genau damit wird unser Verständnis füreinander deutlich. Am Ende steckt im Rauschen unserer Ferngespräche auch eine unüberhörbare Klarheit.

ELISABETH WELLERSHAUS ist Journalistin und Autorin. Sie arbeitet als Redakteurin für das Kunstmagazin „Contemporary And“ und ist Mitglied der Redaktion von „10 nach 8“ von ZEIT ONLINE. Dieser Text entstand in der Reihe „Wort-Brüche“, die sie für das Magazin „Latitude“ des Goethe-Instituts schreibt: www.goethe.de/latitude



Wenn mein Vater über Afrika spricht, bewegt er sich zwischen einer Vergangenheit voller Möglichkeiten und einer Gegenwart voller Gefahren.

Chris de Bode: Dream



Tahmina, 13 Jahre, Afghanistan (links, hier mit ihrer Schwester)

„Manchmal wäre ich gern die beste Volleyballspielerin der Welt. Im richtigen Leben möchte ich aber Kardiologin werden – beides geht wohl nicht.“

WER WILL DENN NOCH EIN AUTO?

Die Generation Z will vor allem flexibel sein. Ob sie sich für Elektrofahrzeuge begeistert, muss sich noch zeigen.

AYA JAFF



Noch vor ein paar Jahren dachte ich, dass elektrische Autos nur etwas für wirklich reiche Menschen wären. Die drei großen Probleme – ihr hoher Preis, die geringe Reichweite und die fehlende Ladeinfrastruktur – würden diese Art der Mobilität schnell unattraktiv machen. Elektroautos sind bis heute nicht massentauglich. Für Wohlhabendere sind sie dennoch interessant, weil die Marke Tesla – auch dank ihres charismatischen Gründers Elon Musk – mit einem hohen Prestige einhergeht.

Doch mittlerweile kostet ein Tesla Model 3 nur noch so viel wie ein 3er BMW, die Leasingrate für den elektrischen Kleinwagen Renault ZOE entspricht gerade einmal dem Preis für ein Essen zu zweit im Restaurant. Das Preis-Leistungsverhältnis von Elektrofahrzeugen hat sich in den vergangenen Jahren tatsächlich deutlich verbessert. In ihrer Anschaffung nähern sie sich preislich den Autos mit Benzin- oder Dieselmotoren.

Klar, natürlich sind diese Preise für E-Autos derzeit nur möglich, weil der Staat die Elektromobilität subventioniert. Auch die Hersteller bieten kräftige Rabatte – teils über 40 Prozent. Der Grund: Indem sie die Quote ihrer Elektrofahrzeuge erhöhen, mindern sie den Kohlendioxidausstoß ihrer Flotten und erfüllen so die strengeren Emissionsvorschriften der Europäischen Union.

Mit der zunehmenden Verbreitung von Elektroautos, mit steigender Stückzahl also, sinken die Herstellungskosten – Subventionen werden irgendwann überflüssig. Der Besitz eines Plug-in-Hybrid-Fahrzeugs wird somit in absehbarer Zeit preiswerter sein als der eines Autos mit Verbrennungsmotor. Vor einigen Jahren erwarteten Expert*innen, dass dieser Punkt im Jahr 2025 erreicht ist. Die Technologie schreitet jedoch schneller voran als erwartet. Hui Zhang, Geschäftsführer der deutschen Niederlassung des chinesischen Elektroautomobilherstellers NIO geht mittlerweile von 2023 aus.

42 Prozent der Generation Z hat kein Interesse am eigenen Auto

Doch braucht und will meine Generation, die Generation Z, überhaupt noch ein Auto? Natürlich ist es noch immer relevant, aber es verliert seine Bedeutung. Es reiht sich ein in eine stetig wachsende Vielzahl alternativer Fortbewegungs- und Transportmittel. So ist vielen Menschen meiner Generation die unkomplizierte Kombination verschiedener Optionen und der möglichst reibungslose Wechsel von einem Verkehrsmittel zum anderen besonders wichtig. Laut der „Mobility-Zeitgeist-Studie 2020“ des Zukunftsinstituts haben 42 Prozent der zwischen 1997 und 2012 geborenen Menschen kein Interesse am Auto und fahren stattdessen mit dem Fahrrad oder den öffentlichen Verkehrsmitteln. Sie wollen möglichst preiswert von A nach B kommen. Ich frage mich daher, ob wir „GEN Z“-Autofahrer*innen überhaupt bereit sind, die Nachteile geringer Reichweiten und langer Ladezeiten in Kauf zu nehmen.

Darauf müssten die großen Autohersteller reagieren. Wie die Zukunft des Verkehrs aussehen könnte, zeigt uns Sono Motors. Das junge Start-up-Unternehmen aus München will in wenigen

Monaten den Minivan Sion auf den Markt bringen. „Wir wollen Elektromobilität nicht nur für die Oberklasse, sondern wir wollen Elektromobilität für alle – erschwinglich und alltagstauglich“, verkündet der Gründer Laurin Hahn in einem Interview mit der Zeitschrift „Berlin Valley“. Schaffen will er dies mithilfe integrierter Solarpaneele, die das Fahrzeug selbstständig laden können. Über eine Smartphone-App können die Nutzer*innen nicht nur Mitfahrgelegenheiten anbieten, sondern ihr Fahrzeug auch zur mobilen Ladestation für Elektrogeräte und andere E-Fahrzeuge machen (Powersharing). Fahrer*innen wären dann von Ladestationen unabhängig.

Während sich der Erfolg der großen Automobilhersteller an den Verkaufszahlen misst, fußt das Geschäftsmodell von Sono Motors auf der möglichst hohen Auslastung der Fahrzeuge. Ihre Besitzer*innen können sie über eben jene App unkompliziert vermieten. So nutzen andere das Auto, wenn es nicht benötigt wird – während der Zeit im Büro beispielsweise. Die Besitzer*innen verdienen so Geld, das Auto ist ausgelastet, und Mieter*innen können auf ein eigenes Fahrzeug verzichten.

Dass das junge Unternehmen mit dieser Strategie richtig liegen könnte, zeigt der Erfolg seiner Crowdfunding-Kampagne. Mehr als 50 Millionen Euro hat das Unternehmen bereits eingesammelt – die Kund*innen von morgen glauben offenbar an die Idee. Ob dieser Erfolg langfristig und nachhaltig ist, hängt davon ab, wie zufrieden die Kund*innen am Ende mit einem Auto sind, das nicht schneller als 140 Kilometer pro Stunde fahren kann und dessen Äußeres, sagen wir, keine Augenweide ist. Im Autofahrerland Deutschland sind dies beim Autokauf ja nach wie vor ziemlich wichtige Kriterien.

AYA JAFF war 15 Jahre alt, als sie sich selbst das Programmieren beibrachte – heute, zehn Jahre später, ist die Deutsch-Irakerin eine der bekanntesten Softwareentwicklerinnen Deutschlands. Sie berät Unternehmen und spricht auf Digitalkonferenzen. Sie studiert Sinologie und Wirtschaftsökonomie und ist Autorin des jüngst erschienenen Buches „Moneymakers“.



„OPA, WAS
HABEN DENN
DIESE SEMITEN
GETAN?“

Über den Antisemitismus in der deutschen Sprache –
und wie wir ihn auch dort besiegen können.

MICHAEL BLUME

F
N
O
R
D
P
L
S
B
M
A
N
R
A
T
H

Liebe und Hass wohnen in der Sprache – denn mit ihren Begriffen ordnen wir unsere Welt. Wir geben also als Großeltern, Eltern, Altersgenoss*innen auch immer unbewusst weiter, was uns selber geprägt hat. Meist geschieht dies spontan – etwa wenn wir auf Fragen der Jüngeren antworten.

Feinde der Freiheit wie die deutschen Nationalsozialisten haben das oft schneller begriffen als ihre Verteidiger*innen und daher gezielt Begriffe übernommen und vergiftet: So wurden „Semiten“ zu einer angeblichen „Rasse“ umgedeutet und „Jude“ als Begriff mit „böser Verschwörer“ verbunden. Kaum an der Macht, entfernten die Nationalsozialisten sogar alle deutsch-jüdischen Namen aus der Buchstabiertafel: Aus D wie David wurde D wie Dora, aus S wie Samuel wurde S wie Siegfried – und aus N wie Nathan wurde N wie Nordpol!

Dabei gibt es kaum einen Namen, der so stark das Deutsche und Jüdische verband wie Nathan: der Prophet der Bibel, der auch den König herausfordert, und der weise Held in „Nathan der Weise“ von Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781), unbestritten eines der größten deutschen Werke. Nordpol ist dagegen nicht einmal ein Name, sondern wie Adolf Hitler in seiner Rede „Warum wir Antisemiten sind“ 1920 ins Münchner Hofbräuhaus brüllte, der Ort, von dem angeblich die „Arier“ losgezogen sind.

Und obwohl die Nationalsozialisten nach all ihren Morden und Verbrechen endlich militärisch besiegt wurden, lebt ihre Sprache größtenteils unbewusst weiter. Das tückischste Gift ist das, das nicht schmeckt, nicht riecht, nicht gespürt und doch weitergegeben wird. Niemand wird als Rassistin oder Antisemit geboren – doch zwischen den Generationen wird das alte Gift oft weitergegeben und tradiert.

SPRACHE DURCH BESSERE GESCHICHTEN AUFHELLEN

Doch selbstverständlich gibt es Hoffnung. Wir wissen zwar inzwischen aus der Hirnforschung sicher, dass es nicht reicht, Vorurteile zu widerlegen – die Aussage „Es sind nicht alle Juden reich!“ ist völlig richtig, hebt aber die unbewussten Verknüpfungen zwischen „Jude“ und „reich“ nicht auf. Stattdessen kommt es darauf an, die falschen und giftigen Vorstellungen hinter den Begriffen durch bessere und hilfreiche Wortbilder zu ersetzen.

Nein, „die Semiten“ waren nie „eine Rasse“ – es gibt Jüd*innen aller Hautfarben, ebenso wie es Christ*innen, Muslim*innen und Humanist*innen jeder Herkunft gibt.

Sem – auf hebräisch „Name“, was für ein Name! – ist nach jüdischer Überlieferung schon im Talmud einer der Söhne des Noah. Er habe mit diesem an der Arche gebaut, während der Sintflut mit

seiner Familie die Tiere versorgt und danach eine ganz besondere Aufgabe erfüllt: Mit seinem Enkel Eber (dem ersten „Hebräer“) habe Sem das erste Lehrhaus, die erste Alphabetschule im heutigen Jerusalem eröffnet. Und alle Menschen – ob Frauen oder Männer, Fürsten oder Sklaven – hätten bei ihnen die erste Alphabetschrift der Erde lernen dürfen. Daher würden wir bis heute die ersten beiden Buchstaben des Hebräischen für die Benennung der ganzen Alphabete verwenden – Aleph für Stier (man kann ihn im umgedrehten A noch erkennen!) und Beth für Haus: Aleph-Beth.



Im Unterschied zu den vielen älteren Schriftsystemen wie den babylonischen Keilschriften, den chinesischen Zeichen und den ägyptischen Hieroglyphen sei damit erstmals ein „kinderleichtes“ Schriftsystem gelehrt worden, das von jedermann und jederfrau erlernt werden konnte. Nun also entstand die Idee der „Bildung“ – da der Mensch laut der Bibel nach Gottes „Ebenbild“ geschaffen worden sei, sollte jedes Menschenkind seine Fähigkeiten ausbilden, mindestens Lesen und Schreiben lernen dürfen! Großeltern, Eltern, ja die ganze Gemeinde ist seit über zwei Jahrtausenden verantwortlich, nicht nur die Sprache, sondern auch die Schrift zu lehren.

SEMITISMUS UND BILDUNG

Klar, dass viele andere schon in der Antike voller Unverständnis, bald auch mit Neid, Hass und Angst auf das entstehende Judentum schauten, dessen Angehörigen man die Tempel zerstören und die Heimat nehmen konnte – solange sie nur ihre Schriften lehren durften, blieben sie beieinander. Dass Jüd*innen trotz aller Diskriminierungen und Verfolgungen oft Großes leisteten, dass bei einem weltweiten Bevölkerungsanteil von gerade einmal 0,2 Prozent über 20 Prozent aller bisherigen Nobelpreise auf jüdische Preisträger*innen entfielen – all das liegt an der Wertschätzung der Bildung.

Und einer von ihnen, Jesus, der Sohn eines Handwerkers, konnte dann sogar so gut lesen und schreiben, dass er schon im Alter von zwölf Jahren tagelang mit den Schriftgelehrten in Jerusalem diskutierte. Nach ihm entstand das Christentum und der heute weltweit verwendete Kalender. Auch die christliche Bibel, der Koran des Islam, die Schriften der Bahai und die Texte der meisten nichtreligiösen Weltanschauungen bis hin zu den gemeinsamen Erklärungen der Menschenrechte wurden in Alphabetschriften verfasst.

Bei genauerem Hinsehen erkennen wir sogar einen kleinen, aber bedeutenden Unterschied: Im klassischen Hebräisch und Arabisch wird konsonantenarm



T
B J

geschrieben – und zwar immer von rechts nach links. In Griechisch, Latein, Kyrillisch und allen ihnen folgenden Alphabeten finden wir dagegen auch die Vokale – und geschrieben werden sie immer von links nach rechts.

DER VERMEINTLICH KLEINE UNTERSCHIED HAT ENORME AUSWIRKUNGEN

S

In einem Konsonantenalphabet müssen wir Wort für Wort die Vokale einsetzen und dafür die rechte Seite unseres Gehirns voll einsetzen: Bedeutet W-r-t denn nun Wort, Wert, Warte oder gar Wahrheit? Das bindet menschliche Gehirne so sehr, dass sowohl im Judentum wie im Islam alle Bilder aus den Gottesdiensten entfernt wurden; die Konzentration sollte allein der Schrift gebühren. Deswegen dürfen die jüdische Thora und der islamische Koran auch nur in ihren Ursprungsalphabeten rezitiert werden.

Und Mehrfachbedeutungen klären kann dann auch nur eine Lehrerin oder ein Lehrer – weswegen die Rolle von Sem und seinem Enkel so bedeutend war. Sie hätten, so die Überlieferung, eben nicht nur die Buchstaben gelehrt, sondern auch die Bedeutungen jedes Wortes erklärt!

Das also ist der Grund, warum nach den alten Überlieferungen nicht nur Sem, sondern auch sein Enkel Eber an der Akademie in Jerusalem unterrichtet hätte: Ihre Aufgabe erschöpfte sich nicht in der Vermittlung von Buchstaben, sondern bestand auch in der Weitergabe von Wissen und Weisheit über Generationen hinweg. Bis heute beginnt im Judentum das religiöse Pessach-Fest mit Fragen der Kinder – auf die die Erwachsenen zu antworten haben. Sprache, Schrift, ja das Leben selbst entfaltet sich nie im Monolog nur einer Seite, sondern im Dialog der Generationen miteinander.

Die Vokalalphabete – auch diesem Text liegt ein solches zugrunde – ließen und lassen sich im Vergleich zu den Konsonantenalphabeten viel klarer und schneller erfassen: Wort heißt Wort, und Wahrheit heißt Wahrheit!

Genau das aber, so warnte schon der antike Grieche Sokrates, berge auch eine große Gefahr: Wer solche Alphabetschriften lese, könne sich viel früher von Lehrer*innen lösen und laufe Gefahr, zwar viel Wissen, aber keine Weisheit zu erwerben. Es drohe die Verführung junger Menschen, die schon nach der Beherrschung der Buchstaben meinen könnten, keine Lehrenden und keine Schulgemeinschaft mehr zu brauchen. Wie heute um das „neue Medium“ Internet, so gab es auch schon vor Jahrtausenden kontroverse Diskussionen um das „neue Medium“ Alphabetschrift!

K
O
B
A

MEDIEN IM FLUSS DER GENERATIONEN

Und so schließt sich für uns ein Kreis: Jedes Medium – jede Sprache, jede Schrift, Radio, Film und Internet – weist einzigartige Stärken, aber auch bestimmte Gefahren auf. Deutsche Lehrer*innen müssen immer wieder lachen, wenn ich sie daran erinnere, dass es noch in den 1960er-Jahren an den Schulen Tornisterkontrollen gab, um sogenannte Schundliteratur wie Science-Fiction- und Western-Romane ausfindig zu machen. Heute, so versichern mir die Lehrenden dagegen, wären sie froh über jedes freiwillige Buch im Schulranzen eines Schulkindes!

Es lohnt also, hin und wieder zu fragen: Welche Sprache, welche Schriften, welche Medien geben wir unseren Kindern und Enkeln wann weiter – sei es als Großeltern oder Eltern, als Lehrende oder auch einfach als Freunde? Wie sprechen, schreiben, erzählen wir in der Öffentlichkeit? Verbreiten wir Wissen – oder versprühen wir, mehr oder weniger bewusst, altes Gift?

Im Jahr 2021 werden wir in Deutschland endlich auch eine neue Buchstabiertafel erhalten – ohne die hasserfüllten Eingriffe der Nationalsozialisten. Selbstverständlich werden wieder viele darüber schmunzeln oder gar höhnen: Was bedeutet schon Sprache? Haben wir denn nicht alle Wichtigeres zu tun?

Doch die Verständigen werden wissen, wie kostbar und wertvoll Wörter und Zeichen sind – sowie die Geschichten, die wir zwischen den Generationen austauschen. Zukunft ereignet sich, wenn wir miteinander sprechen.

MICHAEL BLUME ist promovierter Religionswissenschaftler und Beauftragter der Landesregierung Baden-Württemberg gegen Antisemitismus. Der dreifache Familienvater ist Teil einer christlich-islamischen Familie und liebt neben dem Schreiben auch das Lehren, etwa am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). Zuletzt erschien von ihm „Verschwörungsmythen. Woher sie kommen, was sie anrichten, wie wir ihnen begegnen können“ bei Patmos.

D
A V I D
K W

Chris de Bode: Dream



Djarida, 8 Jahre, Mexiko

„Wenn ich groß bin, möchte ich Tierärztin werden. Dafür muss ich noch viel lernen, aber ich bin sicher, dass ich es schaffe.“



Arya Jeipea Karijo
(sitzend) inmitten
einiger Mitglieder ihrer
LGBTQI+-Familie

EINE QUEERE FAMILIE

In den meisten Ländern Afrikas leiden Menschen der LGBTQI+-Communitys unter Vorurteilen und Anfeindungen. Doch es gibt Geschichten, die Mut machen.

LENDL IZAAKS

Arya Jeipea Karijo ist eine Transgender-Frau aus Nairobi in Kenia. Sie ist Mitte 30 und gehört zu den vielen Menschen aus dem südlichen Afrika, die im Rahmen des Projektes *Familiensache* interviewt wurden. Sie erzählte von ihrer „Wahlfamilie“, die aus fünf queeren Personen und einer heterosexuellen Frau besteht. Sie hatten sich bei einer Demonstration für LGBTQI+-Rechte kennengelernt und leben nun zusammen – mit Arya als „Mutter“ der anderen.

Wie es dazu kam? Alle in der Familie haben unzählige Diskriminierungen erfahren müssen, darunter auch Zwangsräumungen ihrer Wohnungen. „Das ergab sich dann irgendwie ganz von selbst. Es war keine bewusste Entscheidung nach dem Motto: Klar, ich will sowieso Kinder, ich mache das“, erzählt Arya. Sie kannte die Leute schon lange – und so beschlossen sie irgendwann, zusammenzuziehen und als Familie einander beizustehen. „Wenn zwei, drei oder vier Leute zusammenleben, sollten wir die Gemeinschaft auch als Familie betrachten“, sagt Arya. „Es geht dabei auch um Rechte – etwa das, an Wahlen teilnehmen zu dürfen.“

Familiensache, das ist ein Digitalprojekt mehrerer Goethe-Institute aus Ländern südlich der Sahara. Im vergangenen Jahr machten sich deren Mitarbeiter*innen auf zu einer Entdeckungsreise und besuchten zahlreiche Familien. Es ging ihnen darum, einen möglichst repräsentativen Einblick in die unterschiedlichen Landeskulturen zu erhalten. Die Gespräche drehten sich um eine Vielzahl von Themen – ein Schwerpunkt lag aber auf den sich langsam wandelnden Einstellungen zur „traditionellen“ Familie. So ergaben die Interviews auch wertvolle Einblicke in die Situation marginalisierter Gruppen wie den LGBTQI+-Communitys. Diesen Menschen fehlt oft die Bindung zur Familie, sodass Freund*innen ihre Stelle einnehmen.

Auch wenn die Befragten unterschiedlichen Kulturen angehören, eint fast alle eine ähnliche Auffassung von der Familie als soziale Einheit. Demnach ist eine Verbindung zwischen Mann und Frau die notwendige Voraussetzung für eine Familiengründung. Diese kann

monogam, aber auch polygam sein. Für andere Lebensentwürfe ist in diesen Vorstellungen kein Platz. Und so ist auch nicht verwunderlich, dass selbst LGBTQI+-Menschen, die in einem sehr religiös geprägten Elternhaus aufwuchsen, später nur selten Halt im Glauben ihrer Familie suchen.

Dementsprechend schwer haben es die wenigen LGBTQI+-Familien. Es verwundert daher nicht, dass nur wenige Menschen im Rahmen des Projektes *Familiensache* ihre LGBTQI+-Zugehörigkeit offenbarten.

Homosexualität wird als etwas gesehen, das die weißen Kolonialherren nach Afrika einschleppten.

Tabus und Schamgefühle hindern die meisten daran. Sie werden marginalisiert und von der Mehrheit gemieden oder ignoriert, weil diese Lebensformen im Widerspruch zu den traditionellen monotheistischen Glaubenssystemen stehen.

Ihre Furcht vor der Öffentlichkeit ist nachvollziehbar, denn die von der Norm abweichenden sexuellen Orientierungen sind tabuisiert. Beleidigungen, Ausgrenzungen, auch körperliche Gewalt sind häufig und bleiben für die Täter*innen meist folgenlos. Homosexualität wird in den Ländern südlich der Sahara als Symptom einer „Modernisierung“ gesehen, als etwas, das die weißen Kolonialherren nach Afrika einschleppten.

Dabei gibt es auch in den alten traditionellen Sprachen bereits Bezeichnungen für homosexuelle Menschen, die – wenn auch nicht

mehr so sehr in der Öffentlichkeit – noch immer in Gebrauch sind. In der Ovambo-Kultur Namibias etwa wird der Vater für die Homosexualität seines Kindes verantwortlich gemacht. Wenn ein Elternteil über die Homosexualität des eigenen Kindes öffentlich spricht oder die Bezeichnungen für die sexuelle Orientierung freimütig verwendet, so bringt er Schande über sich, sein Kind und seine Familie. Homosexualität ist ein Tabu, und wenn sie doch thematisiert wird, löst dies Scham oder Diskriminierung aus. Es sind vor allem die Älteren, die mit diesen Vorstellungen die Jüngeren in ihren Menschenrechten verletzen.

Der Glaube und die Teilnahme am Gemeindeleben sind vielen Menschen sehr wichtig, insbesondere Christ*innen und Muslim*innen. In Burundi und Ruanda etwa betonten während der Interviews viele Menschen, wie wichtig es ihnen ist, die religiösen Werte auch an ihre Kinder weiterzugeben. Die traditionellen Lebensweisen werden dabei nicht infrage gestellt, die althergebrachten Sitten und Gebräuche sind unerschütterlich.

Liberalere Einstellungen wie die der 30-jährigen Lindie Blaauw sind da eher selten. Sie stammt aus einer afrikaans und traditionell christlichen Familie in Namibia: „Die gleichgeschlechtliche Ehe bedeutet für mich einfach nur: Lebt doch so, wie ihr wollt! Werdet glücklich!“ Lindie engagiert sich in der Kirche, ist sogar Mitglied der Band, die während der sonntäglichen Messe aufspielt. Auch Bernarda Joaquina Kaculete (27 Jahre) aus Angola, eine gebildete Feministin und gläubige Christin, verteidigt die Rechte Homosexueller. Wie sie aus Familien weiß, sei Homosexualität nun einmal nichts Neues in Afrika. Bernarda hat in Norwegen und den USA studiert.

„Die gleichgeschlechtliche Ehe bedeutet für mich einfach nur: Lebt doch so, wie ihr wollt! Werdet glücklich!“

Johann Potgieter (47 Jahre) und Daniel Digashu (30 Jahre) bezogen zum Zeitpunkt des Interviews gerade ihre neue Farm in Namibia. Zusammen mit dem 12-jährigen Sohn einer verstorbenen Tante Daniels bilden sie eine ungewöhnliche Familie – was die ältere Verwandtschaft gleichwohl kommentarlos akzeptiert. Johann ist das „Oberhaupt“ der Familie und verantwortlich für die Finanzen, das Haus und die Fahrzeuge auf der Farm. Die Akzeptanz der Namibier*innen für diese Lebensform überraschte ihn: „Bevor wir von Südafrika hierher gezogen sind, hatten wir uns das Leben hier viel schlimmer vorgestellt – doch so, wie es aussieht, fügen wir uns überall ziemlich gut ein.“ Daniel stimmt ihm zu und erzählt, wie herzlich sie in der Verwandtschaft aufgenommen wurden – ungeachtet ihrer sexuellen Orientierung. Ganz ohne Vorbehalte waren

sie dann aber wohl doch nicht, sagt er: „Finanziell unterstützt hat uns jedenfalls niemand von unseren Verwandten.“

Das Paar engagiert sich in der namibischen LGBTQI+-Community, die derzeit die Einwanderungsbehörde des Landes heftig kritisiert. Dabei geht es um den Fall eines anderen gleichgeschlechtlichen Paares aus Namibia, das vergeblich versucht, für ihre in Südafrika von einer Leihmutter ausgetragenen Zwillinge die entsprechenden Dokumente zu bekommen. Doch die Behörden reagieren nicht, die Öffentlichkeit interessiert sich nicht dafür.

Wie in den traditionellen Kulturen Afrikas üblich, wird das Thema am liebsten einfach totgeschwiegen. Doch die jungen Leute, die zunehmend auch Kontakt zu anderen Kulturen haben und in eher urbanen Umfeldern leben, ändern diese tief verwurzelten Einstellungen – wenn auch nur sehr langsam.

LENDL IZAAKS wuchs in der namibischen Hauptstadt Windhoek auf. Er ist Journalist und leitet die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des dortigen Goethe-Instituts.

Weitere Informationen zum Projekt Familiensache finden sich hier: www.goethe.de/familiensache

KULTUR
SYMPOSIUM
WEIMAR

16.–17. Juni 2021

Digitale Edition

Das Kultursymposium Weimar ist ein diskursives Festival des Goethe-Instituts für neue Netzwerke und Ideen. Alle zwei Jahre diskutieren Teilnehmende aus aller Welt globale Gesellschaftsfragen – in der diesjährigen Ausgabe mit dem Fokus auf **Generationen**. Unter anderem mit: Jane Goodall, JJ Bola, Rutger Bregman, Ruth Westheimer, Sima Taparua und Chlöe Swarbrick.

Seien Sie live dabei: www.goethe.de/kultursymposium

Sponsoren

BERTELSMANN

SIEMENS

EVONIK
Leading Beyond Chemistry

VOLKSWAGEN
ANTWORTGESELLSCHAFT

WÜRTH

Chris de Bode: Dream



Rens, 15 Jahre, Niederlande

„Ich kam als Renske zur Welt, als Mädchen. Ich fühlte mich aber immer wie ein Junge und träume davon, tatsächlich einer zu sein“

SUPERHELDIN MIT „MIGRATIONS- HINTERGRUND“

Kamala Khan ist eine amerikanische Muslima und Titelfigur des Comics „Ms. Marvel“. Ihr Handeln ist nur zu verstehen, wenn man ihren familiären Hintergrund kennt.

MARYANNE RHETT

Kamala Khan, eine
amerikanische Muslima
ist Ms. Marvel





So wie alle Werke der Populärkultur sind auch Comics stets ein Abbild jener Generation, die sie machen und konsumieren. Generationsspezifische Auffassungen zur geschlechtlichen, ethnischen und soziokulturellen Identität reichen stets weit über die Grenzen der Bildergeschichten hinaus. So wie sich die reale Welt verändert, so wandelt sich also auch die Welt der Comics. Gelegentlich drehen sie sich ganz explizit um gesellschaftliche Zusammenhänge und lassen dabei die reale menschliche Dimension nicht außer Acht. Vielmehr interpretieren sie diese.

Die 2014 wiederbelebte Reihe „Ms. Marvel“ ist ein treffliches Beispiel dafür, wie generationsbedingte Trends den Aufbau eines Comics prägen und gleichzeitig den Einfluss vorangegangener Generationen auf die heutige Welt reflektieren. Im Kern geht es auch in den „Ms. Marvel“-Geschichten immer um Gut gegen Böse. Wenn sie keine Maske trägt, steht die Titelfigur Kamala Khan zugleich sinnbildlich für eine zunehmend globalisierte Welt und ganz bewusst als Modell für generationenübergreifende Wandlungen und Bewegungen.

Kamala Khan ist eine junge Frau mit pakistanischen Wurzeln, die in Jersey City im US-Bundesstaat New Jersey lebt. Wie bei fast allen Superheld*innen, so ist auch Khans Vorgeschichte für das Verständnis ihres Handelns bedeutsam. Nur beschränkt sich ihre Biografie nicht auf ihre eigene Kindheit. Sie reicht bis zu den Urgroßeltern zurück, die auf der anderen Seite des Erdballs lebten.

Die Autor*innen von „Ms. Marvel“ lassen diese Geschichte Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts beginnen. Auf dem vom britischen Rückzug und von tiefgründigen ethnisch-nationalistischen Konflikten erschütterten indischen Subkontinent entstehen erste Frauenrechtsbewegungen. Vor diesem historischen Hintergrund agieren die Heldin und ihre Freund*innen im 21. Jahrhundert. Die weit in der Vergangenheit liegenden Entwicklungen prägen Khans Kämpfe und ihre Selbstfindung in der Gegenwart.

In der 2016 entstandenen Serie „Civil War II“ wird über vier Generationen hinweg die Geschichte der Frauen in Kamala Khans Familie erzählt – von Indien über Pakistan in die USA. Eingebettet in dieses Narrativ finden sich immer wieder Verweise auf den Islam – so wie die Frauen und ihre Familien ihn verstehen – und auf die Macht von Frauen, die ihr eigenes Schicksal in die Hand nehmen.

Die Reihe beginnt 1947 in Bombay. Die damals schwangere Urgroßmutter Kamala Khans – Aisha – will von Indien aus nach Pakistan fliehen. Khans Urgroßvater stellt sich dagegen: „Wir sind doch Inder“, sagt er – worauf ihr Großvater väterlicherseits antwortet: „Nicht mehr.“

Als die drei zu ihrer Reise aufbrechen, erfahren die Leser*innen, dass Aisha in ihren „Hochzeitsarmreifen“ das Startkapital für ihr neues Leben versteckt; dafür hatte sie

ihren ganzen Schmuck zu Geld gemacht. In dieser Schilderung nationaler Entwurzelung erfahren wir, dass „auch inmitten eines Bürgerkriegs ein neues Leben beginnen“ kann. Dieser kurze Blick auf Khans Hintergrundgeschichte lehrt uns, wie die Generationen, die vor uns kamen, das mitgestaltet haben, was wir heute sind.

Um 1999 setzt die Geschichte mit einem Gespräch zwischen Khans Großmutter und ihrer Mutter – Muneeba – über den bevorstehenden Umzug nach New Jersey wieder ein. Muneeba will Pakistan nicht verlassen, sie will nicht, dass ihre Kinder sich nirgends zu Hause fühlen. Khans Großmutter schenkt ihr die Hochzeitsreifen und sagt: „Gib sie deiner eigenen Tochter, wenn sie alt genug ist. Sie wird zwar auf einem anderen Kontinent geboren, aber ihre Geschichte wird unsere Geschichte sein.“

Auch wenn es nicht ausdrücklich gesagt wird, so steht die Geschichte von Khans Herkunft mütterlicherseits in engem Zusammenhang mit bedeutenden globalen Ereignissen, die sowohl die islamische als auch die nichtislamische Welt prägten. Die Teilung Indiens und die Anschläge vom 11. September 2001 kurz nach der Auswanderung von Muneeba und Yusuf in die USA verknüpfen die Familiengeschichte Khans mit globalen historischen Wendepunkten.

Die indische Teilung ist auch ein zentrales Thema in Salman Rushdies Roman „Mitternachtskinder“. Seine „Satanischen Verse“ zogen seinerzeit den Zorn vieler Muslim*innen auf sich und führten zu Ayatollah Khomeinis berüchtigter Fatwa. Außerhalb der islamischen Welt sind vielen die Nuancierungen und die Vielfalt des Islam nicht bewusst; die Teilung Indiens, die islamische Revolution im Iran oder die Fatwa bestimmen und überschatten die westlichen Eindrücke von dieser Kultur. Für die nach 1979 Geborenen waren die Ereignisse vom 11. September 2001 in ähnlicher Weise prägend.

Die Geschichte von „Ms. Marvel“ zeigt, wie sehr eine Generation von den vorangegangenen geprägt ist. Über die eigentliche Bildergeschichte hinaus sind Kamala Khans Leben, Herkunft und Erfahrungen auch ein Spiegelbild der heutigen Generation. Einwandererkinder der ersten Generation finden in Khans Geschichte ihre eigenen Erlebnisse wieder. Muslim*innen – in der Populärkultur viel zu oft verunglimpft – finden hier Figuren, die sich treu bleiben und zu ihren vielfältigen Erfahrungen stehen.

Frauen, die in der Superhelden-Tradition zwar nicht ganz fehlen, aber doch häufig übersehen werden, entdecken in „Ms. Marvel“ Inspiration für ihren eigenen Kampf um Selbstbestimmung. Comics wie diese bieten einen komplexen Blick auf die Geschichte und spiegeln nicht nur das Leben der heutigen Generation wider, sondern zeigen, wie sehr die Menschen von heute von denen der Vergangenheit geprägt sind.

MARYANNE RHETT ist Historikerin und lehrt an der Monmouth University in New Jersey. Dort erforscht sie die moderne Geschichte des Nahen Ostens und des Islam an den Schnittstellen von Populärkultur, Nationalismus und Weltgeschichte.

THE EGG.

Why do I daily photograph an egg?

Because it is the perfect shape, aping even the planets in their spheres?

Because it is the essence of life, the genetic material from which all animate creatures emerged?

Because I am mad?

Because repetition ad nauseam is essential not only to my shtick but my worldview?

* * *

Warum ich Tag für Tag ein Ei fotografiere?

Weil es die perfekte Form hat, die sogar die Bahnen der Planeten nachahmt?

Oder weil es die Essenz des Lebens ist, das genetische Material, aus dem alle Geschöpfe hervorgingen?

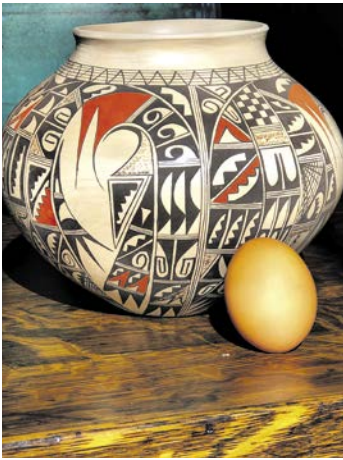
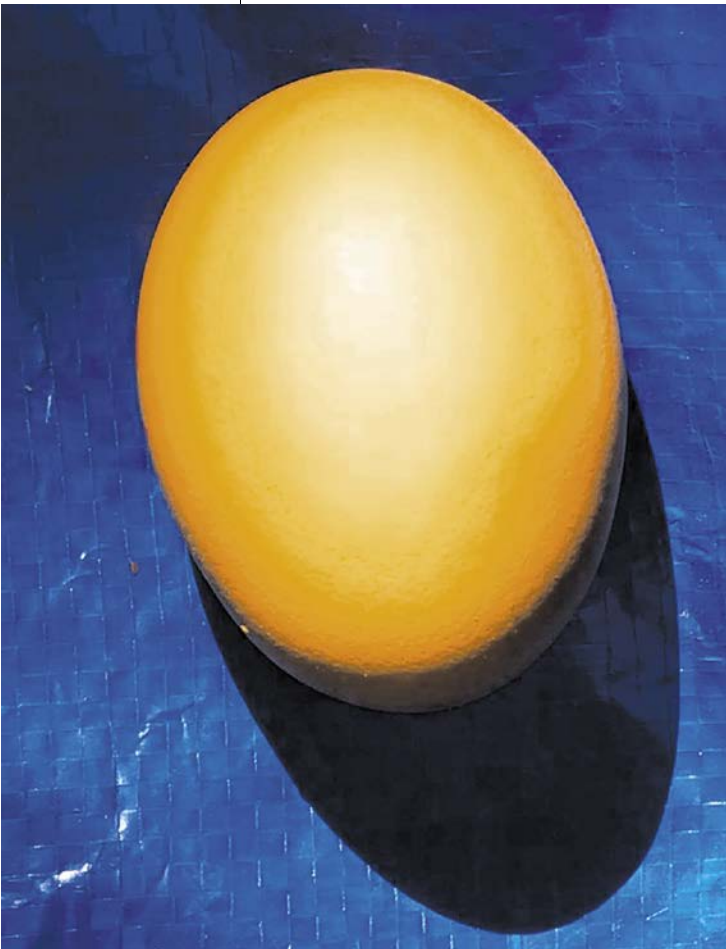
Weil ich verrückt bin?

Oder weil die unendliche Wiederholung nicht nur eine Masche von mir ist, sondern meine Weltanschauung?



Der amerikanische Schriftsteller **T.C. BOYLE** fotografiert jeden Tag ein Ei und postet das Bild auf seinem Twitter-Account.

Tom Coraghessan Boyle, 1948 in Peekskill, New York, geboren, ist der Autor von zahlreichen Romanen und Erzählungen, die in vielen Sprachen übersetzt wurden. Bis 2012 lehrte er Creative Writing an der University of Southern California in Los Angeles. Bei Hanser erschien gerade sein neues Werk „Sprich mit mir“.







Mahmoyd, 17 Jahre, Jordanien

„Ich träume davon, so viel wie möglich zu wissen. Wissen ist der Schlüssel zu allem. Ich könnte zu allem, was kommt, einfach Ja sagen.“

Diese Beilage wurde ermöglicht durch die freundliche Unterstützung folgender Unternehmen aus dem Wirtschaftsbeirat des Goethe-Instituts:

BERTELSMANN



**KULTUR
SYMPOSIUM
WEIMAR
2021**

16. und 17. Juni 2021
goethe.de/kultursymposium

IMPRESSUM

Herausgeber:

Goethe-Institut e. V.
Oskar-von-Miller-Ring 18
80333 München
Tel. +49 89 15 921 0
www.goethe.de

Präsidentin:

Prof. Dr. Carola Lentz

Vorstand:

Johannes Ebert (Generalsekretär),
Rainer Pollack
(Kaufmännischer Direktor)

Redaktion:

Dr. Jessica Kraatz Magri (V.i.S.d.P.),
Dr. Alexander Behrmann

© 2021, Goethe-Institut
Nachdrucke, auch auszugsweise,
nicht gestattet.

Verlag:

TEMPUS CORPORATE GmbH –
Ein Unternehmen des ZEIT Verlags
Alt-Moabit 94, 10559 Berlin
Tel. +49 30 59 00 48 411

Geschäftsführung: Jan Hawerkamp,
Kai Wutte

Projektleitung: Dr. Joachim Schüring

Art-Direktion: Christopher Delaney,
Jessica Sturm-Stammberger

Bildredaktion: Sima Ebrahimi-Yazdi

Lektorat: Dr. Katrin Weiden

Herstellung: Tim Paulsen

Druck: Bechtle Verlag & Druck, Esslingen

Erscheinungsdatum: 10. Juni 2021

Bildnachweise: Titel, S. 2, 9, 15, 19,
24: Chris de Bode; S. 3: Martin Ebert,
Loredana La Rocca; S. 4/5: Hajime

Narukawa/AuthaGraph (Kartengrundlage)
S. 6: Elisabeth Wellershaus; S. 8: mecaleha/
Getty Images; S. 10/11: Gilles & Cecilie/
2 Agenten; S. 16: Julian Manjahi/
Goethe-Institut Nairobi; S. 20: picture
alliance/dpa/Adrian Alphona/Marvel;
S. 22: Jamieson Fry; S. 22/23: T. C. Boyle



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C022185